



IMPRESSIONEN EINES FAST  
GEGLÜCKTEN JAHRES  
ULRICH HERBERT

---

Jahrgang 1951; Studium der Geschichte, Germanistik und Volkskunde an der Universität Freiburg i. Br.; danach Lehrerausbildung und Tätigkeit als Studienrat. 1980 bis 1984 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Essen; 1984–1992 Wissenschaftlicher Assistent für Neuere Geschichte an der Fernuniversität Hagen. 1985 Promotion, Universität Essen (*Fremdarbeiter: Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*); 1987/88 Research Fellow am Institute for German History, Tel Aviv University, Wiener Library. 1992 Habilitation an der Fernuniversität Hagen (*Best: biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989*). Von 1992–1995 Direktor der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Hamburg; seit 1995 Professor am Historischen Seminar der Universität Freiburg i. Br., Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte. Seit 2000 Leiter der Forschungsgruppe „Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1920–1970“, zusammen mit Professor Rüdiger vom Bruch, Berlin; seit 2001 Mitglied des Wissenschaftsrats. – Adresse: Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Historisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Werthmannplatz, KG IV, 79085 Freiburg i. Br.

### 1. Am Schreibtisch

Ziel meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg war es, mit einem Manuskript zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert zu beginnen und damit so weit zu gelangen wie möglich. Heimliches Ziel war natürlich: es abzuschließen. In dem Abstract, der bei Beginn des Wiko-Jahres von den Fellows über ihr Arbeitsvorhaben angefertigt wird, hatte ich formu-

liert: „Der dabei verfolgte Ansatz geht von einer relativen Einheit der Jahrzehnte der Hochmoderne etwa zwischen 1900 und 1970 aus und versucht eine Interpretation der deutschen Geschichte, die sich einerseits dem europäischen Vergleich öffnet und die zum anderen die katastrophische Geschichte dieses Landes in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und die Erfolgsgeschichte Westdeutschlands in der zweiten Hälfte konzeptionell aufeinander zu beziehen in der Lage ist.“

Meine Überlegungen konzentrierten sich zunächst auf drei Felder: Zum einen hat sich seit der Mitte der 1980er-Jahre in Westdeutschland, aber auch international, eine Verlagerung des Schwerpunkts der Forschung zur Geschichte des nationalsozialistischen Deutschlands durchgesetzt. Nicht mehr die Fragen nach den Voraussetzungen für die Machtergreifung der Nazis oder nach der Struktur des politischen Systems der NS-Diktatur standen im Vordergrund, sondern die nationalsozialistischen Massenverbrechen – an den Juden, an der Zivilbevölkerung in Polen und der UdSSR, an den sowjetischen Kriegsgefangenen, um nur die größten Opfergruppen zu nennen. Zugleich stand das Verhalten der deutschen Bevölkerung in diesem Zusammenhang im Mittelpunkt des Interesses. Im Ergebnis erwies sich, dass die politische, ideologische und mentale Einwurzelung des NS-Regimes in der deutschen Gesellschaft sehr viel tief greifender war als bis dahin bekannt. Aber – haben sich, grob gesprochen, die Deutschen hierbei an der NS-Ideologie orientiert? Oder drückten die Nazis in ihrem Tun, Denken und ihrem Habitus eher Tendenzen aus, die in größeren Teilen der Bevölkerung und weit über die Anhänger- und Wählerschaft der NSDAP hinaus seit längerem verankert waren?

In den 1990er-Jahren setzte – zweitens – eine Intensivierung der Forschung zur Sozial- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik ein. Sie stellte zunächst den außerordentlich starken Kontrast zwischen den Ausgangsbedingungen nach 1945 und der Etablierung einer liberalen Demokratie heraus, die zu Beginn der 80er-Jahre nahezu weltweit als stabil angesehen wurde. Wie aber war das mit den Ergebnissen der neueren NS-Forschung vereinbar? Wie hatten sich aus den Nazis von 1945 die liberalen Bundesbürger von 1980 entwickeln können? Noch dazu in so kurzer Zeit? Die Antwort auf diese Frage lautete kurz gefasst: In den 1950er- bis 1970er-Jahren, vor allem zwischen etwa 1959 und 1974, lässt sich in Westdeutschland ein Schub tief greifender Wandlungsprozesse feststellen, der sich auf die privaten Einstellungen in Bezug auf Lebensweisen, Normen und Wertesysteme ebenso bezog wie auf das Rechtssystem, die Akzeptanz fremder Kulturen, das politisch-kulturelle System und den öffentlichen Diskurs. In diesen Liberalisierungsprozessen, so die hieraus abgeleitete These, ist die (west-)deutsche Bevölkerung von der postdiktatorialen Volksge-

meinschaft in die Gesellschaft der liberalen, westlich orientierten Bundesrepublik transformiert worden.

Drittens: Diese Thesen, in sich vielfältig differenziert, haben sich nach wie vor als plausibel erwiesen. Sie standen aber schnell vor zwei Problemen: Denn zum einen bezogen sich diese Transformationen gar nicht oder nur in wenigen Bereichen auf spezifisch nationalsozialistische Überhänge, sondern vielmehr auf seit längerem virulente autoritäre, antipluralistische, antiliberale Traditionen, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichten. Und zum anderen finden wir die hier beschriebenen Wandlungsprozesse der 1960er-Jahre so und ähnlich auch in nahezu allen anderen entwickelten westlichen Industriestaaten – und zwar auch in solchen, die keineswegs eine diktatoriale Tradition besaßen. Wie sollte dann aber die NS-Vergangenheit der treibende Faktor der beschriebenen Liberalisierungsprozesse in Westdeutschland sein? Und wie kommt es, dass sich in den 1960er-Jahren mentale und kulturelle Veränderungen solcher Intensität nahezu weltweit durchsetzten? Spielen hierbei nicht andere, längerfristige Entwicklungen eine Rolle, die jenseits der nationalgeschichtlich bedeutsamen politischen Periodisierungen liegen?

Das verband sich zudem mit Fragen nach der in den vergangenen zehn Jahren gleichfalls intensiv beforschten Geschichte der DDR – weniger im Sinn der Parallelsetzung der beiden Regimes unter dem Vorzeichen der Totalitarismusforschung, als vielmehr von der Überlegung geleitet, inwieweit sich in der DDR autoritäre und antiliberale Denk- und Verhaltensweisen unter veränderten Vorzeichen erhalten bzw. restabilisiert haben. Gibt es in den 1960er- und 70er-Jahren auch in der DDR-Gesellschaft Reflexe auf die in den westlichen Ländern stattfindenden Prozesse der Liberalisierung und Demokratisierung? Mit welchen Auswirkungen? Und wie sind sie historisch zu erklären und einzuordnen?

In den vergangenen Jahren haben wir in Freiburg eine Reihe von Untersuchungen in Gang gebracht, die diachrone, langfristige Orientierungen und ihren Wandel in Deutschland betrachteten – etwa über Familienleitbilder, über sexuelle Devianz, über Erziehungsstile, über den juristischen Umgang mit sozialen Minderheiten und anderes. Darin bestätigte sich, dass wir deutliche Wandlungsintensivierungen in diesen Bereichen einerseits in den Jahren um die Jahrhundertwende, andererseits in den 1960er- und 70er-Jahren feststellen können. Daraus legten sich erste Überlegungen zur Periodisierung des 20. Jahrhunderts nahe, denen ich nun näher auf den Grund zu gehen versuchte: Gibt es einen inneren Zusammenhang zwischen der Zeit um 1900 und den 1960er-/70er-Jahren? Markiert diese Zeitspanne eine eigene historische Phase? Aber durch was wird sie konstituiert? Durch den Primat des Industrialismus? Durch die Herausforderung der liberalen Gesellschaft

durch die rechten und linken Radikalismen? Und inwieweit trifft das sich hier andeutende Modell auch auf andere fortgeschrittene westliche Gesellschaften zu? Denn wenn es hier offenbar weitreichende Parallelen gibt – welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus für eine (west-)europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts insgesamt? Und was folgt daraus wiederum für die Spezifika der deutschen Geschichte?

In den Zeiten der Transnationalität eine Nationalgeschichte zu schreiben, hat etwas Anachronistisches. Aber doch hat sich bei mir in diesem Jahr der Eindruck bestätigt, dass durch den Primat des Transnationalismus die eigentlichen Defizite eher überspielt werden. Es gibt ja seit einigen Jahren zahlreiche Versuche, eine europäische Geschichte in transnationalem Ansatz zu schreiben – die Geschichte der Frauen in Europa zum Beispiel, die Geschichte der Migration u. a. Ein Problem dabei ist aber, dass ein solches sektorales Vorgehen die nationalgeschichtliche Perspektive entweder stillschweigend voraussetzt oder die Vision einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft gewissermaßen nach rückwärts transponiert und so die ältere und die jüngste Vergangenheit auf gemeinsame Linien und Traditionen hin abprüft; so als sei der Nationalstaat lediglich eine Verirrung der vergangenen 150 Jahre gegenüber einer ansonsten im Wesentlichen gemeineuropäischen Erfahrung. Das aber geht an der Erfahrung der Protagonisten vorbei, die das 20. Jahrhundert als in extremer Weise nationalstaatlich bestimmt erlebt haben. Tatsächlich aber sind die Kenntnisse der Geschichte der je anderen europäischen Länder nur in geringem Umfang verbreitet, meist begrenzt auf die drei oder vier großen Länder.

Zu den besten Phasen meines Wiko-Jahres gehörten daher jene Wochen, in denen ich versucht habe, mich intensiver mit der Zeitgeschichte anderer, auch kleinerer europäischer Länder zu beschäftigen: mit den Niederlanden etwa, mit der Schweiz und mit den baltischen Staaten. Das hat sich vor allem im Hinblick auf die Konzeption einer deutschen Geschichte als sehr hilfreich erwiesen: Ein steter komparativer Blick hilft, vieles was man eher für nationalspezifisch hielt, als Ausdruck gemeinsamer oder doch ähnlicher Entwicklungen entwickelter europäischer Gesellschaften zu begreifen.

Andererseits wurde dadurch die Arbeit an meinem Manuskript nicht eben beschleunigt. Die Erfahrung, nach oft tagelanger Lektüre daraus nicht mehr als ein Kondensat von einer halben Seite zu gewinnen, bleibt offenbar niemandem erspart, der sich an eine diachrone Gesamtdarstellung macht; und sie hat etwas durchaus Entmutigendes. Aber sie erhöht auch die Bewunderung für jene, die solche Studien bereits erfolgreich abgeschlossen haben.

So habe ich in dem hier verbrachten Jahr, um es auf eine knappe Formel zu bringen, in Bezug auf das Manuskript weniger geschafft, als ich erhofft, und mehr, als ich befürchtet

hatte: Konzeption und Aufbau des Buches sind klarer geworden, das Material für die meisten Kapitel ist gesammelt, knapp die Hälfte des Manuskripts ist geschrieben – nicht überwältigend, aber immerhin.

## 2. Im Wiko

Die Arbeitsbedingungen am Wiko sind wunderbar. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich sie auch optimal genützt habe. So habe auch ich jenen Fehler gemacht, vor dem mich zuvor viele Ex-Fellows gewarnt hatten: zu viel Restarbeit von zu Hause mitzubringen. Das Gefühl, nun ein Jahr (und das meint ja: unendlich viel) Zeit zu haben, stellte sich bei mir am Anfang des Wiko-Jahres eben doch ein, trotz aller Vorwarnungen. So habe ich die ersten zwei Monate bis zur Weihnachtspause ausschließlich mit der Korrektur von Examensarbeiten und Dissertationen, mit dem Abarbeiten alter Pflichten also, verbracht. Erst Ende Januar begann die eigentliche, produktive Phase, wenngleich mit Unterbrechungen.

Ein Fehler war es auch, zu viele Termine für dieses Jahr angenommen zu haben – Verpflichtungen, die sich dann im Rückblick durchgängig als ziemlich verzichtbar erwiesen und mir die Zeit und vor allem die Beständigkeit nahmen, die man braucht, wenn man an einem Manuskript arbeiten möchte.

Auf der anderen Seite haben sich ein paar Prinzipien, die ich bei Beginn festgelegt hatte, auch bewährt. Am wichtigsten war es zweifellos, am Arbeitsplatz auf das Internet zu verzichten. Nach meinen Erfahrungen der letzten Jahre verbringe ich viel zu viel Zeit mit E-Mails und „Internet-Recherche“, hinter der sich oft genug ja nicht mehr als zielloses Herumblättern verbirgt. Das sollte sich hier ändern, ich hatte deshalb die EDV-Abteilung des Wiko zu Beginn gebeten, den Online-Zugang meines Computers zu sperren. E-Mails schaute ich mir stattdessen eine halbe Stunde vor dem Mittagessen im PC-Raum des Haupthauses an. Das hat sich bewährt, meine Konzentration auf die eigentliche Arbeit wurde deutlich höher und die effektive Arbeitszeit länger – um ein Drittel würde ich schätzen. Gewisslich bedürfen alle anderen Fellows solcher Tricks nicht, sondern gehen mit dem Computer zielgerichtet, verantwortungsvoll und zeitlich limitiert um. Ich bin aber ein schwacher und ablenkungsbarer Mensch, der solche Methoden benötigt. Aber sollte mir noch einmal ein freies Forschungsjahr widerfahren, würde ich beim nächsten Mal im Arbeitszimmer auch noch das Telefon abmontieren.

Post braucht man eigentlich auch nicht.

Bewährt hat sich auch die Regel Nummer zwei: Nur kopieren, was ich sofort lese. Besser gar nichts kopieren. Das ist vernünftig, spart eine Menge Zeit und vermeidet jenes halb befriedigende Gefühl der Arbeitsimitation, welches sich nach stundenlangem Kopieren einstellt, wenn man sich einredet, heute aber ordentlich etwas geschafft zu haben.

Schließlich hatte ich mir nach den mahnenden Worten früherer Fellows auch vorgenommen, mich von vornherein auf die Dienstagskolloquien zu konzentrieren und die anderen Veranstaltungsangebote eher sporadisch wahrzunehmen. In unserem Jahr war es ohne weiteres möglich, fünf, sechs oder noch mehr Wiko-Veranstaltungen in einer Woche zu besuchen: Vorträge, Diskussionen, Filmvorführungen und ziemlich häufig Konzerte. Das meiste davon interessant, nicht selten amüsant, zum Teil spektakulär. Natürlich waren alle Angebote fakultativ; aber es ist auch nicht einfach, sich dem davon ausgehenden intellektuellen und sozialen Sog zu entziehen. Es gibt also mehrere Möglichkeiten, dieses Jahr zu gestalten: sich auf das Manuskript zu konzentrieren oder eher darauf zu setzen, möglichst viel wissenschaftlichen Austausch zu pflegen und das Veranstaltungsangebot des Wiko zu nutzen. Aber natürlich gibt es auch probate Wege zwischen beiden Extremen, und in unserem Jahr haben es die meisten wohl auch so gehalten.

Die Dienstagskolloquien – die Diskussionen zuweilen noch mehr als die Vorträge selbst – waren interessant und bereichernd, Mittel- und Höhepunkt des Wiko-Jahres. Einige Eindrücke haben sich mir dabei besonders eingeprägt. Zum einen: Das viel beschworene interdisziplinäre Gespräch zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern ist doch auf relativ wenige Überschneidungsfelder begrenzt. Die Postulate von Politikern und Wissenschaftsmanagern, in den Schnittfeldern dieser Disziplinen liege besondere innovative Kraft, sind mindestens übertrieben, ebenso wie das Gerede von den Geisteswissenschaften als „Orientierungswissenschaften“. Die Naturwissenschaftler, die wir hier gehört haben, bedurften solcher Orientierung durch Germanisten, Philosophen oder Historiker gewiss nicht. Andererseits habe ich es als beruhigend empfunden, dass es mit der Exaktheit der Naturwissenschaften bei näherem Hinsehen nicht ganz so weit her ist wie vermutet: eher eine Frage der Kriterien. Vielmehr waren die Probleme der Naturwissenschaftler mit Fragestellung, Methode, Ergebnisergebnisgewinnung und analytischem Zugriff unserem Vorgehen und unseren Schwierigkeiten oft erstaunlich ähnlich.

Manche Vorträge von Geisteswissenschaftlern hingegen erwiesen sich als disziplinär relativ eng. Der Austausch auch zwischen den verschiedenen Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften war daher zuweilen mühsam und gewiss nicht einfacher als derjenige zwischen den beiden Wissenschaftskulturen. Die Spezialisierung ist in den meisten

geisteswissenschaftlichen Disziplinen mittlerweile so weit fortgeschritten, dass eine Debatte nicht selten nur auf ziemlich allgemeiner und abstrakter Ebene möglich ist. Dabei fiel doch auf, dass die Naturwissenschaftler eher in der Lage und bereit waren, einem überwiegend nicht fachkundigem Publikum etwas aus der eigenen Spezialdisziplin zu erklären, es einzuordnen in größere Zusammenhänge und dabei auch einfache Fragen anzusprechen und zuzulassen.

### 3. Am Ende

Ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu verbringen, wird oft als wahrer Luxus beschrieben, und das trifft auch zu. Das bezieht sich aber weniger auf die Räumlichkeiten, obwohl auch die Arbeitsräume ebenso wie die Wohnungen außerordentlich funktionell und bequem sind; zu schweigen vom angenehm diskreten Charme der Repräsentationsräume im Haupthaus. Der eigentliche Luxus besteht jedoch in der bemerkenswerten Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Wiko und der von ihnen verbreiteten ebenso heiteren wie gelassenen und überaus freundlichen Stimmung. Diese Mischung aus Kompetenz und Aufgeschlossenheit vermittelt dem vorübergehenden Bewohner des Hauses eine ganz eigene Befindlichkeit, die sich von den an der eigenen Uni üblichen Usancen ziemlich deutlich unterscheidet: Man ist hier ostentativ gern gesehen, es wird allerhand von einem erwartet, dazu wird auf fabulöse Weise Hilfestellung geleistet – und, besonders erstaunlich, alle sind froh, wenn jemandem etwas glückt. Dieser Geist des Hauses überträgt sich schnell auf die Fellows, es wird einem hier ausgesprochen schwer gemacht, längerfristig schlechte Laune zu haben.

Was mir noch auffiel: Die deutsche Geschichte ist im Gespräch mit ausländischen Fellows nicht mehr das heimliche Hauptthema. Das war noch vor zehn Jahren ganz anders. Zwar gab es häufiger Rekurse auf die NS-Zeit und selbst der obligate „Apologie“-Vorwurf gegenüber einem deutschen Fellow durfte auch diesmal nicht fehlen. Aber der obsessive Druck, den diese Thematik über Jahrzehnte ausübte, ist offenbar zurückgegangen. Nahostkonflikt, Kolonialismus und Postkolonialismus, Christentum, Islam, Judentum – das waren die zentralen Themen in und nach den Kolloquien, und hier lagen die interessanten Kontroversen. Demgegenüber erstaunlich: die vollständige Abwesenheit von Kommunismus, Stalinismus und der Lage in den postkommunistischen Staaten. Die Sowjetunion kam nicht vor. Hegel eher als Marx bestimmte die Debatten. Ernsthafte Auseinandersetzungen über die Legitimität des realen Sozialismus sind obsolet; die Urteile stehen fest,

selbst bei jenen, die der radikalen Linken lange nahe gestanden hatten. Auch das erlebte man vor zehn Jahren noch ganz anders. Sicherlich war das auch Ausdruck der Zusammensetzung unserer Fellow-Gruppe, aber doch auch ein Hinweis auf die Veränderung der Schwerpunkte in den intellektuellen Debatten. Das Jahrhundert des Kalten Krieges zwischen Kapitalismus und Kommunismus weckt bei den Intellektuellen kein Interesse mehr; seine ideologische Strahlkraft ist aufgebraucht. Mit der Renaissance von Religion, Kolonialismus, Nationalismus und Universalismus sind die großen Themen des 19. Jahrhunderts wieder die unseren.

So ist mir dieses Jahr insgesamt doch noch fast geglückt. Von einem fertigen Buch kann keine Rede sein, aber das Geschriebene ist doch vorzeigbar. In den Kolloquien habe ich viel Neues erfahren; wenngleich sich hierbei häufig eher die Kenntnis der eigenen Ahnungslosigkeit erweitert hat. Der tägliche Umgang mit den Ko-Fellows war angenehm und vielfältig bereichernd; nichts von der befürchteten Gespreiztheit. Andererseits bedurfte es auch einer gewissen Überwindung, auf so viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus so vielen Kulturen und Disziplinen auch offensiv zuzugehen. Das ist mir nur zu einem Teil gelungen.

Vor mir die Rückkehr in meinen Alltag, bedauere ich das Ende meines Wiko-Jahres, weil ich viel gelernt habe und weil es ein Glück ist, dieses Jahr erlebt haben zu dürfen. Andererseits hat es sich ja als weltweites Kennzeichen von Wissenschaftlern aller Disziplinen etabliert, beständig über die viele Ablenkung zu stöhnen – Kommissionen, Verwaltung, Prüfungen, Papierkrieg –, die einen vom eigentlichen Arbeiten, von der Forschung also, abhielten. Welche Wunderwerke der Gelehrsamkeit hätte man nicht schon geschaffen, welche Meilensteine der Wissenschaft gesetzt, wenn man nur endlich könnte, wie man wollte! Nun, da man ein Jahr konnte, wie man wollte, mag man im Stillen auch ganz froh sein, bald wieder über diese wärmende Decke der Entschuldigung zu verfügen. Denn bekanntlich ist das beste Buch immer jenes, das man dereinst noch schreiben möchte.